

DIE WELLE AUS DEM NICHTS

SIE KOMMT
URPLÖTZLICH,
NIMMT SEINE
FRAU MIT
AUF S MEER
UND LÄSST
IHN AM LAVA-
STRAND VON
ISLAND
ZURÜCK

TEXT: ALEXANDRA CAVELIUS

Der Strand von Reynisfjara

WÄHREND DIE WELLEN DICH WEIT AUF DEN Atlantik hinausziehen, wirst du die anderen am Strand aufgeregt um „Hilfe!“ rufend herumlaufen sehen. Doch für Rettung ist es zu spät.“ Jedes Mal, bevor sich die Bustüren am Parkplatz vom schwarzen Lavastrand Reynisfjara im Süden Islands öffnen, beschreibt Guide Börkur Hrólfsson seinen Reisegruppen, auf welche Weise sie an einem der berühmtesten, aber auch gefährlichsten Strände der Welt sterben könnten, falls sie seine Mahnungen nicht beherzigten: „Niemals dem Meer den Rücken zuwenden; nie dort entlang gehen, wo der Ozean den Sand bereits nass gemacht hat ...“

Sieben Urlauber hat der Nordatlantik in Reynisfjara und dem Nachbarstrand Kirkjufjara bereits in den Tod gerissen, seit 2010 der Tourismus nahe dem Fischerdörfchen Vík boomt. Heute befindet sich hier einer der beliebtesten Reise-Hotspots, an der Ringstraße gelegen. Verantwortlich für die Todesfälle sind sogenannte „Sneaker-“ oder „Rogue“-Wellen, die sich anders als normale Wellen nicht langsam aufbauen, sondern erst nah am Ufer eine oft gewaltige Größe und ein rasendes Tempo entwickeln, sodass sie viel weiter an den Strand schlagen als gewöhnlich. Und das ohne Vorwarnung. Bei Stürmen im Winter donnern die Riesenwellen gelegentlich sogar bis zum mehr als 100 Meter entfernten Parkplatz.

Börkur, Typ Indiana Jones mit Cowboy-Hut, kennt die Tücken des Strandes seit Jahrzehnten und schon die Urlauber nicht. „Temperaturen im Wasser um den Gefrierpunkt lähmen dein Gehirn. Du wirst immer müder, bis du das Bewusstsein verlierst.“ Wie einige andere Reiseleiter ist auch der 68-Jährige beim Versuch, Touristen zu retten, die sich zu nah ans Wasser gewagt hatten, in eine dieser Monsterwellen geraten. Hastig rannte er los, schnappte zu beiden Seiten die Hände zweier Teenager, aber plötzlich versanken seine Füße im Sand „wie im Porridge“, so stark war der Sog unter ihm und zog ihm den Boden weg. Im nächsten Augenblick verwirbelte die Welt um ihn herum wie in einer Waschmaschine. Trotzdem Glück gehabt, seine zwei Schützlinge und er überlebten. Doch Entsetzen und völlige Hilflosigkeit angesichts der Übermacht der Natur haben sich eingebrannt in Börkurs Gedächtnis.

Die Südküste sei vollkommen ungeschützt zum offenen Atlantik, wo sich Wellen über Tausende von Kilometern ungehindert aufbauen können, erläutert Andreas Macrander vom Institut für Meeres- und Süßwasserforschung in Hafnarfjörður dieses Phänomen. Der Ozeanologe war selbst schon auf zehn Meter hohen Wellen vor der Südküste mit einem Forschungsschiff unterwegs. In Reynisfjara und Kirkjufjara Sorge zudem der stark abfallende Meeresboden für eine besonders hochschlagende Brandung. Steilufer und starke Strömung wiederum machten es selbst dem besten Schwimmer fast unmöglich, alleine wieder an Land zu gelangen.

Das Risiko gefährlicher Wellen ist im Winter, nach starken Winden, am höchsten. Im Sommer bei ruhigem Wasser geringer. Stets aber lauert die Gefahr. Das ist den Isländern klar, nur fehlt vielen Besuchern der Glaube daran, weil sie selbst

solche Wellen nie zuvor am Strand erlebt haben. Und wo sich so viele Touristen tummeln, kann doch kein Unheil passieren? Doch dieser Ort ist anders als alle anderen auf der Welt. Fast wie eine Sinnestäuschung.

Im ersten Moment erscheint das Meer womöglich sanft wie ein See, im nächsten aufbrausend wie ein Ungeheuer. Wo einst glühende Lava auf eisblauen Atlantik traf, haben Stürme, Felsabstürze und tosende Wellen ein sich ständig veränderndes Kunstwerk geschaffen. Dramatisch, wild, mystisch. In taghellen Sommernächten umschwirren Tausende Papageientaucher, Eisturmvögel oder Möwen schwarzglänzende Basaltsäulen. Gepriesen als „natürliches Amphitheater“, wird Reynisfjara eingerahmt von Tuffbergen mit Höhlen und mächtigen Felsbögen am benachbarten Kap Dyrhólaey. Vorgelagert drei schroff geformte Felsnadeln, die unweit vom Ufer aus dem Meer ragen und der Legende nach versteinerte Trolle verkörpern. Dazwischen kilometerlanger nachtschwarzer Sand, an dem schneeweiße Gischt anbrandet. Wo die Nachtwache in der Fantasy-Serie „Game of Thrones“ stationiert ist und sich Wellen unmerklich anschleichen, bis sie einen Menschen wie mit langen Fangarmen umfassen und hinaus ins Eismeer verschleppen.

„Abhängig von Konstitution, Kleidung, Jahreszeit und Wetter überlebt man in dem Wasser drei bis maximal 30 Minuten“, sagt Kolbrún Magga, Vorstandsmitglied vom Such- und Rettungsdienst in Vík. Todesursachen seien Herzstillstand. Auskühlung. Ersticken am Sand. Traumata. Oder eine Kombination daraus.“ Bis zu zwölf „ernste Notrufe“ erreichen das engagierte Team, mit 30 Freiwilligen, pro Jahr. Die Zunahme der Anrufe bezieht Magga auf die steigenden Besucherzahlen. Rund 2000 Touristen kommen an einem Sommertag hierher. Bergung und Wiederbelegung Verunglückter seien unter den örtlichen Bedingungen extrem kompliziert. Die Wucht anbrandender Wellen, die sich binnen Sekunden ändern könne, erlaubten es meist nicht, Rettungsboote oder ferngesteuerte Bojen einzusetzen. „Die Zeit ist entscheidend, aber nie auf unserer Seite“, so Magga.

Im Norden der Insel, hoch über den Hügeln von Akureyri, hat Martin L. aus Peine vor sechs Jahren ein Kreuz aus Eichenholz in die gefrorene Erde geschlagen. Darauf steht mit schwarzen Druckbuchstaben quer „Lara“ und längs über dem ersten „a“ „Mama.“ „Hier war unser Lieblingsplatz, wo wir zum ersten Mal grün-tanzende Nordlichter erlebt haben“, blickt Martin zurück, in dessen Gesicht sich Schmerz und Trauer tief eingegraben haben. Vor den Augen von Kindern und Mann ist die 44-jährige Ehefrau und Mutter am Strand von Kirkjufjara ertrunken.

Am 9. Januar 2017 um 11:54 Uhr ist die Zeit auf Martins Handy stehengeblieben. Das vom Salzwasser zerstörte Gerät liegt in seiner Schreibtischschublade. Die Daten teils wiederhergestellt. Das letzte Selfie zeigt eine lachende Familie. Die Urlaubsbilder davor habe er noch nicht angesehen. Das Paar

kannte sich bereits aus dem Sandkasten. „Ich war ein glücklicher Mann, hatte eine tolle Frau, zwei gesunde, kluge Kinder, ein Haus, fünf Autos, zwei Motorräder, einen Hund und eine Katze.“ Dann klatsche man zwei Mal in die Hände und das Leben zerfiele in Scherben. Der 55-Jährige reibt sich den Bart, der seit dem Unglück lang und weiß gewachsen ist. Im Gespräch steht er immer wieder auf, raucht eine, um sich zu sammeln. „Diese Geschichte erzähle ich nur ein einziges Mal. Um andere zu warnen und vor diesem Leid zu bewahren.“

Jahrelang war das Paar begeistert nach Island gereist, bis Lara, Oberinspektorin am Amtsgericht, an einem Burnout erkrankte. Zur Entlassung nach Wochen aus der Reha-Klinik, überraschte Martin sie mit einem Urlaub an den „für sie schönsten Ort der Welt.“ Die Freude war für Lara umso größer, da zum ersten Mal beide Kinder mitkamen, um zu sehen, wo ihre Eltern immer so glücklich waren. Und erstmals wollten sie die Highlights im Süden erkunden.

9. Januar 2017. Am vorletzten Tag ihrer Reise biegen sie, unterwegs nach Reynisfjara, auf die benachbarte Halbinsel Dyrhólaey ab. Auf dem fast leeren Parkplatz stellen sie ihr Auto ab, um an der Steilküste den Vogelfelsen zu besuchen. Auf dem Weg dahin entdecken sie eine etwa 20 Meter breite Öffnung zwischen schwarzen Felsen hinab zur kleinen Bucht Kirkjufjara am Meer. „Schöne Ecke, lass uns mal gucken ...“ Kein Warnhinweis, der ihnen auffällt. „Natürlich wussten wir, dass man in Island großen Respekt vor der Natur haben muss, aber von solchen Wellen hatten wir keine Ahnung...“

Blitzblauer Wintertag. Ruhiges Meer. Wenig Wind. Oben auf einem hohen Felsvorsprung steht ein deutscher Fotograf mit Stativ und ruft: „Was für ein herrlicher Morgen!“ Lara sammelt mit Tochter Zoe, 14, rundgeschliffene Steine am Strand, während Justin, 19, der Sohn, weiter vorne an der Schaumlinie des Wassers übermütig seine Mütze vom Kopf reißt und dem Vater zuruft: „Mach ein Foto!“ Martin greift zum Handy, sieht im Sucher seinen mit der Mütze winkenden Sohn und wundert sich: „Warum ist der Himmel plötzlich dunkelgrau?“ Überrascht zieht er das Handy zur Seite und erkennt im selben Augenblick eine riesige Welle, die sich über ihnen vier bis fünf Meter hoch auftürmt. „Lauf, lauf, lauf!“ Schon brechen tonnenweise Wassermassen hart wie eine Mauer über ihnen zusammen, schleudern ihre Körper herum, ohne dass sie noch wissen, wo oben und unten ist.

Die Kraft der Welle, mit der sie wieder auf dem Sand landen, ist so stark, als würden sie auf Beton prallen. Wie betäubt sitzt Lara da. Zoe etwa drei Meter daneben. Zehn Schritte trennen sie von Martin, der am Boden kniet und zum fluchenden Fotografen nach oben guckt. „Meine Kamera ist weg!“ Justin versucht, im Wasser aufzustehen, fällt aber wieder hin. Er hat sich an einem Felsen verletzt. „Los, komm!“, fordert Martin ihn auf. Fast ist er bei ihm. Da fegt die zweite Welle heran. Mit dem Gesicht im Sand rappelt sich Martin erneut auf. Justin wankt. Zoe ruft von hinten. „Mama!“ Der Fotograf

auf der Klippe deutet mit dem Finger aufs Meer. „Da hinten ist etwas Blaues!“ Es ist Lara in ihrer blauen Winterjacke. Etwa 80 Meter weit abgetrieben.

„Lara, schwimm, schwimm!“, brüllt Martin in seinen klatschnassen Wintersachen. „Mama! Mama!“ Als beide Kinder losrennen, um die Mutter aus dem Wasser zu retten, packt Martin seine Tochter am Ärmel und seinen Sohn an der Kapuze. „Ihr ertrinkt! Wir müssen Hilfe rufen.“ Sofort zeren sie ihre Handys aus den Taschen, aber jedes ist kaputt. In dem Moment taucht ein Chinese auf, der ein Foto machen will. Justin reißt dem Verdutzten sein Gerät aus der Hand und setzt einen Notruf ab.

Nach dem ersten Schock spüren die Drei die brutale Kälte des Wassers. „Wie Milliarden Messerstiche“, erinnert sich Martin. Dazu minus drei Grad Außentemperatur. Schnell setzt er die Kinder ins Auto, macht Motor und Heizung an und weist sie an: „Zieht alles aus!“. Dann stürzt er zurück zum Strand. Seine Kleidung knackt bei jedem Schritt vom Eis. „Wo ist sie?“, schreit er erst in Richtung des Fotografen und dann, auf den Felsen kletternd, aufs offene Meer hinaus: „Lara! Lara!“ Ein zweites Mal taucht ihr Kopf auf.

Etwa fünf bis zehn Minuten später fahren zwei Jeeps vom Rettungsteam den Strand entlang. Gleichzeitig suchen mindestens drei Männer im Trockenanzug, angeleint am Ufer, das Wasser um die Felsen herum ab. „Du musst in den Rettungswagen“, versucht eine Helferin Martin zu beruhigen, aber er ist außer sich. „Wo ist meine Frau?“ Er weiß nicht mehr, was danach passiert. Das Rettungsteam jedoch erinnert sich, noch Jahre danach, genau an „einen der schwierigsten Einsätze.“

Es verlange viel von jedem einzelnen Retter ab, Kinder und Eltern in so einer Katastrophe zu erleben. „Es ist schwierig einen Ehemann davon abzuhalten, ins Meer zu gehen, um seine Frau zu retten...“ Kolbrún Magga vom Such- und Rettungsdienst bemüht sich sichtlich um Nüchternheit. Einer aus seinem Team musste Martin festhalten.

Halla Ólafsdóttir, Betreiberin vom „Black Beach Restaurant“ an Reynisfjara, hat den 9. Januar 2017 nie vergessen. Sie weiß noch, wie sie damals durchs Fenster schaute und den kreisenden Hubschrauber der isländischen Küstenwache über dem nahen Kap Dyrhólaey erblickte und ihr sofort die Tränen kamen. „Alle drei meiner Söhne sind im Rettungsteam“, sagt sie. Bei jedem Einsatz sorgt sich Halla, denn sie kennt nicht nur das Risiko, dem sich die Retter jedes Mal aussetzen, sondern auch das Leid der Überlebenden. So oft hat die Wirtin in ihrem Lokal „bei Menschen allen Alters und aller Nationalitäten Wunden versorgt, Verunglückte getrocknet und zu wärmen versucht.“ Darunter Fassungslose, die ihre Liebsten für immer verloren haben, ebenso wie Lachende, die nicht kapierten, dass sie gerade dem Tod von der Schippe gesprungen waren, oder Verärgerte, die den Verlust ihres Handys im Wasser bejammerten.

Von einer Sekunde auf die andere kann Martin sich nicht mehr rühren. So steif gefroren sind seine Sachen. Im Rettungs-



Oben Blick vom Kap Dyrhólaey auf den Felsen „Armadrager“, der am Ende von Reynisfjara liegt

Rechts Walfischflosse, Insel, Träne und der Spruch „Love never dies“: Das Tattoo ließ sich Martin L. im April 2017 stechen. Eine Erinnerung an seine Frau

wagen helfen ihm Sanitäter beim Ausziehen, reichen ihm dicke Wollsocken und Pullover. „Wir fahren nicht ohne meine Frau“, beharrt Martin. Nach einer halben Stunde öffnet sich die Schiebetür. „Wir haben ihre Frau gefunden.“ Am Strand von Reynisfjara ist die Leiche angespült worden. „Wir bringen sie jetzt alle ins Krankenhaus.“ Lara wird im Helikopter nach Reykjavík geflogen, Martin und die Kinder fahren im Rettungswagen. Das tiefe Schweigen durchbricht Zoe in zwei Stunden nur ein Mal. „Vielleicht geht es Mama wieder besser...“ – „Hoffentlich ...“, antwortet Martin und blickt dem auf der Trage liegenden Justin in die Augen. Beide kennen die Wahrheit.

Nach einer Befragung über den Unfallhergang durch ein mehrköpfiges Team in der Klinik besteht Martin darauf, endlich seine Frau zu sehen. Im Nebenraum liegt sie aufgebahrt. Das Gesicht weiß wie das Laken, das sie bedeckt. Die Lippen blau. Das blonde Haar gekämmt. Martin nimmt Lara in den Arm. Wieder fehlt ihm ein Stück in der Erinnerung. Justin klärt ihn später auf: „Papa, wir mussten dich aus dem Raum rauszerren...“

Um Mitternacht bringt ein Polizist sie zum Hotel. Den Sack voller Klamotten, den er ihnen überlassen hat, schütten sie in die Duschwanne. Die nassen Sachen der Familie. Darunter Laras Ski-Hose mit Hosenträgern, Schuhen und Pullover – alles aufgeschnitten. „Im Hubschrauber hatten sie noch versucht, sie wiederzubeleben und mit Wärme zu behandeln“, erklärt Martin. In ihrer Jackentasche finden sie zwei Steine vom Strand, die die Kinder später in den Grabstein der Mutter einfügen lassen. Auch die eigenen Klamotten sind voller schwarzem Sand. Sand auch in ihren Mündern. Ohren. In allen Körperöffnungen. Alles salzig. Wenn Martin heute Salzwasser riecht oder auf seiner Haut fühlt, wird ihm speiübel. Um zwei Uhr nachts liegen Vater und Kinder auf dem Ehebett. Aneinandergepresst. Und weinen. Bis zum Morgen.



Seit Laras Tod ist der Strand Kirkjufjara mit einer rostigen Kette abgesperrt. Eine große Warntafel zeigt die Gefahren der Sneaker-Wellen auf. Dafür ist Martin dankbar. Trotzdem klettern immer wieder Touristen über die Absperzung. Selbst mehrere Warntafeln, Überwachungskameras und ein Beleuchtungssystem mit gelben und roten Alarmlichtern, die 2022 nach dem Tod eines Touristen am Strand an Reynisfjara errichtet worden sind, verhelfen wenig zu einsichtigem Verhalten. In den sozialen Medien und auf Youtube wimmelt es von Filmchen, in denen ganze Gruppen an Reynisfjara in die Wellen geraten und sich mit Not befreien.

„Die Leute sehen tolle Bilder im Netz und wollen das nachmachen“, kommentiert Guide Börkur diesen Leichtsinn. „Viele suchen auch einen Adrenalinkick.“ So beobachtet man an Reynisfjara Jugendliche einer Welle hinterher- und vor der nächsten wieder weglaufen. Spielende Kinder am Meer, posierende Frauen an den Basaltsäulen oder Fotografen auf einem Felsvorsprung, von dem ein anderer zuvor in den Tod gespült worden ist. Zu Shootings treffen sich Hochzeitspaare in der Basalthöhle, die zur tödlichen Falle werden kann. Manche kommen sogar in Badehose zum Schwimmen. Und im September 2023 ist eine Welle über einer alten Dame mit Rollator zusammengeschlagen. All diesen Leuten würde Magga vom Such- und Rettungsdienst gerne eine Frage stellen: „Wisst ihr, wie schwer es ist, dabei zuzusehen, wenn jemand im Meer um sein Leben kämpft, bis er es verliert, ohne dagegen etwas tun zu können?“ Wie einige andere glaubt Börkur, dass nur Life Guards vor Ort für mehr Sicherheit sorgen könnten.

Am 11. Januar 2017 bleibt auf dem Rückflug nach Deutschland in der Maschine ein Platz leer. Zu Hause versucht Martin weiter als Vater und Versorger zu funktionieren und zu vergessen. Schuldgefühle nagen: „Warum sind wir bloß dahin gegangen?“ Und alles schmerzt. Die Brust. Sogar die Haarwurzeln. Das Bett nassgeschwitzt von Alpträumen... Martin vergisst zu essen. Binnen drei Monaten rutschen ihm die Hosen von den Hüften. Erst 24 Kilogramm unbemerkt verloren. Und dann immer mehr sich selbst. Bis fünf Jahre später der Zusammenbruch folgt.

Mit viel Zuwendung richten ihn ein Psychologe und seine neue Lebensgefährtin wieder auf. Laras Kreuz ist längst verwittert und mit der Insel verwachsen, die sie geliebt hat. So wie es sein sollte. Für immer bliebe Island seine zweite Heimat, betont Martin. Heute reist er mit Anja jedes Jahr nach Island. Nur um Vík herum ziehen sie einen 30 Kilometer großen Bogen. ☹

Schon zum dritten Mal hat Autorin Alexandra Cavellius, Jahrgang 1967, den schwarzen Lavastrand Reynisfjara besucht. So faszinierend findet sie die bizarre Schönheit und unberechenbare Gefahr dieses Ortes, der Touristen aus aller Welt anzieht. Nicht umsonst hat diese finstere Kulisse auch Filmen wie „Game of Thrones“ oder „Stark Trek –Into Darkness“ gedient.